

«Mich interessieren Wege zur Besserung»

Cosimo Wunderlin entwirft in «Mythen der Nachwelt» eine dystopische Zukunft. Nun erhält er einen Förderpreis.

Franz Beidler

In «Mythen der Nachwelt» zeichnen Sie Bilder einer dystopischen Welt nach der Apokalypse. Was reizt Sie an diesem Szenario?

Cosimo Wunderlin: Es fasziniert mich, mir eine dystopische Welt vorzustellen, in der tragende Strukturen zusammengebrochen sind und deshalb neue Lösungen gefunden werden müssen. Diese Ausgangslage bietet mir Raum für Gedankenexperimente.

Sie malen aber auch den technologischen Fortschritt. So schlecht kann die Zukunft also nicht sein.

Eine hoch technologisierte Gesellschaft bedeutet noch lange kein utopisches Leben. Aus neuen Technologien entstehen auch neue Probleme. «Cyberpunk» als Subgenre der Science-Fiction wird definiert mit «High Tech, Low Life»: Die Menschheit ist technologisch fortgeschritten, aber die Lebensumstände sind sehr schlecht. Diesen Kontrast finde ich interessant.

«High Tech, Low Life» fasst doch eigentlich die gesamte Menschheitsgeschichte zusammen: Zum Beispiel führte die Entdeckung des Erdöls zur Klimakrise, Social Media zu Manipulationen wie im Fall Cambridge Analytica. «High Tech, Low Life» scheint recht nah an der Realität.

Absolut. Ich bewege mich mit «Mythen der Nachwelt» zwar in einem fiktiven Szenario, behandle aber jene Themen, die uns heute beschäftigen. Die Dystopie gibt mir Spielraum, um über grundlegende Fragen nachzudenken: Wie leben wir als Gesellschaft zusammen? Was brauchen wir dafür?

Welches Thema beschäftigt denn derzeit?

Die Entwicklung von künstlicher Intelligenz: Die beobachte

ich einerseits mit Bewunderung, was technisch alles möglich ist. Da bin ich neugierig: Was kann KI nun alles? Aber ich frage mich auch, wo das hinführt. Wenn ich diesen Gedanken weiter spinne, ist eine dystopische Zukunft nicht undenkbar.

Führt es in die Welt, die «Mythen der Nachwelt» beschreibt?

Ich habe nicht den Anspruch, eine realistische Zukunft vorherzusagen, sondern lasse mir die Freiheit, Geschichten zu erzählen. Die düstere Welt dient mir als Rahmen.

Sie beschreibt aber schon unser Heute: Wie wir uns die Post-Apokalypse vorstellen, sagt ja etwas über uns aus.

Das stimmt. Quelle ist das Weltgeschehen von heute, wie wir es in Nachrichten oder Dokumentationen sehen. Daraus entwickle ich dann eigene Geschichten.

Gerade durch Nachrichten über Krisen, Kriege und gesellschaftliche Polarisierung entsteht ein Lebensgefühl, dass sich da etwas zuspitze in der Welt. Gibt es Tage, an denen Ihnen die Arbeit an «Mythen der Nachwelt» verleidet?

Verleidet nicht, aber die Nachrichten beeinflussen meine Motivwahl. Als ich mit der Serie begann, malte ich zerstörte Gebäude und tote Landschaften, klassische Motive der Apokalypse. Denn die Faszination für Dystopien entstand für mich durch Filme, Games und Comics, mit denen ich aufwuchs. Die Vorstellung war reizvoll, solange sie weit weg war. Jetzt, wo ich mich künstlerisch damit auseinandersetze, kann ich sie nicht mehr als reine Unterhaltung abtun. Deshalb gab es auch einen Wandel bei meinen Werken. Die jüngsten Gemälde zeigen Menschen, die etwas essen, Pause machen, zur Toilette gehen. Das müssen sie auch in einer dystopi-



«Mythen der Nachwelt» ist ein fiktives Szenario, das Themen von heute behandelt, zum Beispiel künstliche Intelligenz: Dieses Gemälde trägt den Titel «Akku-Hunde».

Bild: Hanspeter Bärtschi

«Gerade jetzt wünscht man sich eine Malerei, die aufmuntert»: Cosimo Wunderlin auf der Solothurner Dreibeinskreuzbrücke.

Die Gemäldeserie «Mythen der Nachwelt»

«Mythen der Nachwelt» heisst eine Gemäldereihe von Cosimo Wunderlin. Die einzelnen Werke spielen in einer fiktiven, dystopischen Welt in der Zukunft, die Wunderlin auch mit Text und Musik entwirft. Bildsprache und Konzept sind inspiriert von Science-Fiction-Klassikern wie den Filmen «Blade Runner», der «Star Wars»-Reihe oder dem Anime «Akira», aber auch von jüngeren Vertretern des Genres wie der TV-Serie «Devs» oder den Videospielen «Cyberpunk 77» und «The last of us». Wunderlin arbeitet seit gut fünf Jahren an der Reihe, bisher sind rund fünfzig Gemälde entstanden. (frb.)

schon Welt. Solche Momente decken eine gewisse Ironie auf und schaffen einen Gegensatz zur düsteren Thematik.

Dann rückt die Apokalypse zu nah, als dass sie noch faszinieren könnte? Können

wir uns diese Fantasie nicht mehr leisten?

Ich bekomme unterschiedliches Feedback. Viele fühlen sich von den Gemälden zwar angezogen, würden aber niemals eines kaufen. Sie möchten es schlicht nicht jeden Tag se-

hen. Hingegen werden Bilder mit positiver Ausstrahlung auch gekauft. Allein aufgrund der Motivwahl kann ich inzwischen ziemlich gut abschätzen, wie hoch die Verkaufschancen sind. Gerade jetzt wünscht man sich eine Malerei, die aufmun-

Zur Person

Cosimo Wunderlin wurde 1992 geboren und wuchs in und um Solothurn auf. Nach einer Ausbildung zum Grafikdesigner studierte er visuelle Kommunikation an der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Basel. Wunderlin erhält dieses Jahr einen Förderpreis für bildende Kunst des Kantons Solothurn. Er lebt in Basel und arbeitet als freischaffender Künstler und Grafiker. (frb.)

tert. Das merke ich definitiv. Nicht nur bei Käuferinnen und Käufern, sondern auch bei mir selbst.

Erleben wir also das Ende der Idee Apokalypse?

Es gibt da vielleicht schon eine Überdosis, einfach weil sie omnipräsent ist. Ich kanns gut verstehen, wenn man von Nachrichten überflutet wird und dann umso mehr etwas sucht, das ausbalanciert. Ich will die Dystopie keineswegs verherrlichen, sondern zeigen, dass es selbst in so einer Welt Hoffnung gibt. Dass selbst, wenn es zur Apokalypse kommen sollte, wir im Stande sein könnten, das Blatt zu wenden. Ich möchte nicht nur den Untergang zeigen. Sondern mich interessieren die Wege zur Besserung.

Das klingt nun, als wäre die Menschheit unsterblich und wir müssten uns nicht weiter sorgen.

Sorgen schon, denn die Frage ist, zu welchem Preis wir überleben: Mit wie vielen Verlusten und unter welchen Umständen geht es weiter? Was müssen wir dafür opfern?

Feier zur Vergabe der Förderpreise und Atelierstipendien
Mittwoch, 4. Juni, 18.30 Uhr im Kulturzentrum Schützi, Olten

Gastkolumne

Frauen spielen (k)ein anderes Spiel

Am 2. Juli beginnt die Fussball-Europameisterschaft der Frauen. Die Schweiz ist erstmals Gastgeberland. Anlass genug, um sich mit der hundertjährigen Vergangenheit des helvetischen Frauenfußballs vertraut zu machen.

Es ist eine Geschichte mit Lücken, Brüchen und Kontinuitäten, die 1923 in der Westschweiz beginnt. Florida Pianzola gründete zusammen mit anderen fussballbegeisterten Töchtern der Genfer Oberschicht den Klub Les Sportives. Der Garten der elterlichen Villa musste als Spielfeld herhalten. Gesellschaftlich anerkannt oder professionell organisiert war

der Frauensport der 1920er-Jahre nicht. Die englische Football Association kam 1921 sogar zum Schluss, dass Fussballspielen für Frauen völlig ungeeignet sei und nicht gefördert werden sollte.

Ruppiger Kontaktsport war nicht vereinbar mit dem vorherrschenden Weiblichkeitsideal, das Mädchen und Frauen als passive, freundliche, lebenswürdige und unterwürfige Wesen verstand. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden Sport treibende Frauen mit moralischen und medizinischen Argumenten vor einem «Verwelken der weiblichen Unterleibsorgane» gewarnt.

Die Ungleichbehandlung der Geschlechter wurde mit ihrer «naturegebenen» Differenz legitimiert, und körperliche Merkmale verschmolzen mit klar definierten Wesenseigenschaften. Die daraus formulierten kulturellen Erwartungen kennen wir heute noch: männliche Stärke und weibliche Schwäche. Fussballspielende Frauen stell(t)en die «natürliche» Geschlechterordnung auf den Kopf.

Der Frauenfußball in der Schweiz blieb insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg ein Randphänomen, das sich auf vereinzelte, privilegierte Kreise beschränkte. Erst in den 1960er-Jahren hauchten die Aargauerinnen Monika und

Silvia Stahel dem Frauenfußball neues Leben ein.

Die Geschwister gründeten 1963 mit dem FC Goitschel das erste Frauenteam der Schweiz. Der Schweizerische Fussballverband (SFV) lehnte eine offizielle Zulassung des Vereins ab, bot den Spielerinnen aber nicht ganz uneigennützig die Chance an, sich als Schiedsrichterinnen ausbilden zu lassen. Die Gründung der Schweizerischen Damenfußball-Liga (SDFL) 1970 markierte schliesslich den Beginn einer ersten und holprigen Institutionalisierungsphase.

Wirklich akzeptiert oder ernst genommen wurde der Frauenfußball damit jedoch nicht.

Die Sportberichterstattung Ende der 1970er-Jahre thematisierte Haare, Beine, Brust und Zivilstand der Spielerinnen – um den Sport ging es dabei selten. Auch heute werden Fussballspielerinnen in den Medien und auf dem Platz sexualisiert und als Sportlerinnen auf ihr Geschlecht reduziert. Dass der Frauenfußball auch im 21. Jahrhundert gegen strukturelle Ungleichheiten ankämpfen muss, zeigt ein Blick ins offizielle Wettspielreglement des SFV. Männerteams haben bei der Spielfeldnutzung Vorrang, selbst wenn sie in einer tieferen Liga spielen als die Frauen.

In der Schweiz kann keine Frau vom Fussball leben.

Spitzenspielerinnen sind gezwungen, Berufsarbeit und Leistungssport zu koordinieren. Die Alternative ist, die Schweiz zu verlassen, um im Ausland Karriere zu machen. Es bleibt also noch einiges zu tun. Aber wer weiss, vielleicht beschert die diesjährige EM dem Frauenfußball sein ganz eigenes Sommermärchen.



Dominique Lysser ist Historikerin aus Solothurn.